Osterkerzensujet «Himmel und Erde» von Thomas Egger, Hongler Kerzen, Altstätten

Inspiriert von den Versen 7–10 aus dem Brief an die Philipper

«Glaube an die Auferstehung lässt sich nicht befehlen»

Jesus ist auferstanden, Jesus lebt. Das haben die Jünger/innen nach Jesu Tod am Kreuz in einem inneren Erleben erfahren, sagt die bald 84-jährige Dominikanerin Ingrid Grave. Die Ordensfrau selbst hofft auf eine Auferstehung nach dem Tode, erzählt sie aber auch, wie sie Auferstehung im Hier und Jetzt erlebt.

Von Barbara Ludwig / kath.ch / eko

In der Karfreitagsfeier erinnert sich die Christenheit an den Kreuzestod Jesu. Links das verhüllte Kreuz, rechts nach der Kreuzenthüllung. Bilder: Eugen Koller

Der Glaube an die Auferstehung von Jesus ist für Christen zentral. Die Evangelien schildern allerdings an keiner Stelle den Vorgang der Auferweckung Jesu. Was bedeutet das?

Ingrid Grave: Es gibt in der Bibel kein Protokoll davon, wie die Auferstehung Jesu von sich gegangen ist. Die biblischen Texte schildern vielmehr ein Erleben derjenigen Menschen, die an das Grab Jesu gegangen sind. Und die ersten, die das Grab aufsuchten, waren die Frauen, darunter Maria Magdalena. Sie waren traurig.

Maria Magdalena hat nach dem Toten gesucht. Und erlebt dann, dass sie falsch sucht: Sie erlebt, dass Jesus nicht mehr tot ist. Vielleicht hat sie ihn wirklich gesehen vor ihren eigenen Augen, in einer verklärten Art. Es muss ein persönliches, inneres Erleben gewesen sein, das sich vor ihr visualisiert hat. Der Bibeltext, der davon erzählt, ist kein Bericht, den ein Journalist als Augenzeuge abgefasst hat und in dem alles stimmen muss.

Ist es hilfreicher für den Glauben, wenn man sich die Begegnungen zwischen Jesus und den Jüngern als rein innerliches Geschehen und Erleben vorstellt und nicht als Tatsachen?

Ja, auf jeden Fall. Für den Glauben ist dies gut und richtig, sich dies als persönliches Erleben vorzustellen. Wir Menschen des 20. und 21. Jahrhunderts haben natürlich Mühe damit.

Warum?

Dazu hat unter anderem die Entwicklung der Kunst beigetragen. Die frühe Kunst hat nämlich die Auferstehung nicht dargestellt. Und aus den ganz frühen Christengemeinden ist keine entsprechende Kunst hervorgegangen. Die früheste Darstellung einer Kreuzigung entstand verhältnismässig spät. Dann entwickelte sich die Kunst weiter. Man begann, die Auferstehung zu visualisieren. Zum Beispiel zeigte man Christus über dem Grab schwebend mit der Siegesfahne in der Hand.

Hat der moderne Mensch nicht auch das Bedürfnis, dass ihm die Auferstehung als Tatsache präsentiert wird?

Doch. Auch der Rationalismus und die Naturwissenschaften haben uns sehr stark geprägt. Man muss alles beweisen können, sonst gilt es als ungeschehen. Die Auferstehung Jesu kann jedoch niemand nachweisen. Hier bleibt mir nichts anderes übrig, als mich in ein Vertrauen hineinzubegeben.

Ich habe oft den Eindruck, dass auch die katholische Kirche vor diesem Rationalismus nicht ganz gefeit ist, dass sie verlangt, man müsse die Auferstehung Christi wörtlich verstehen und glauben. Ist das so oder täusche ich mich?

Der Eindruck ist nicht so ganz falsch. Theologen, die ein tiefes spirituelles Leben führen, werden aber sehr vorsichtig bei dieser Frage. Die katholische Kirche kann zudem verlangen, so viel sie will. Glaube ist ein inneres Erleben, ein innerer Vorgang. Ich kann einem Menschen nicht befehlen: Du musst an die Auferstehung glauben! Ich kann ihm nur sagen, dass ich selber daran glaube. Und wenn er mir vertraut, kann er vielleicht auch daran glauben. Vertraut er mir nicht, bleibt er bei seiner Skepsis.

Laut den biblischen Texten ist Jesus nur Menschen erschienen, die bereits zu Lebzeiten an ihn glaubten. Was bedeutet das?

Da haben Sie es. Auch das deutet auf ein inneres Erleben hin. Ich glaube kaum, dass mir Menschen erscheinen können, die ich leibhaftig noch nie gesehen habe. Jesus erschien deshalb nur seinen Jüngern, vor allem den Frauen. Es ist interessant, dass er zuerst den Frauen erschienen ist.

Wahrscheinlich haben diese Jesu Botschaft viel tiefer aufgenommen als die Männer. Sie hatten null Chance, mit diesem Mann – in irgendeiner Form – Karriere zu machen. Die Männer schon. Sie fragten Jesus: Wer sitzt rechts, wer sitzt links von dir in deinem Reich?

Die Frauen stellten keine solchen blöden Fragen. Sie hatten in erster Linie eine Beziehung zu Jesus. Da war endlich ein Mann, der alles vergass, was die Gesellschaft Männern im Umgang mit dem anderen Geschlecht vorschreibt. Ein Mann, der sie einfach als Menschen annimmt. Das muss ein sehr tiefes Erleben für die Frauen gewesen sein.

Hoffen Sie persönlich auf eine Auferstehung nach dem Tod?

Ja. Ich kann nur nicht beschreiben, wie diese vor sich geht. Sicher stelle ich sie mir nicht so vor, wie sie die Künstler der vergangenen Jahrhunderte gemalt haben. Ich denke, dass ich in etwas anderes eingehen werde. Mein Körper wird zu Asche werden. Ich bin aber mehr als dieser Körper. Es gibt noch eine geistige Komponente. Ich glaube, dass da etwas weitergeht. Dabei verlasse ich mich auf die Worte Jesu, darauf, dass da eine grosse Liebe ist.

Wie ich diese Liebe erfahren werde, weiss ich nicht. In diesem Glauben bestärkt mich nebst der Bibel die Naturwissenschaft. Heute weiss man: Im grossen Universum geht nichts verloren. Naturwissenschaftler sagen heute sogar, dass auch Geistiges nicht verloren gehen könne.

Findet Auferstehung nicht nur nach dem Tod statt, sondern bereits im irdischen Leben und damit im Hier und Jetzt? Trifft dies zu, gäbe es sozusagen zwei Arten von Auferstehung.

Das ist eine gute Frage. Ich kann dazu nur sagen, was ich meine. Nämlich, dass die Erzählungen von der Auferstehung Jesu ganz stark darauf hindeuten, dass es mit Tod und Verwesung des Menschen nicht zu Ende ist.

Aber ich muss dies auch im persönlichen Leben irgendwie erfahren. Glaube stützt sich auf eine gewisse Erfahrung. Es gibt Menschen, die Auferstehung in der Natur wahrnehmen, in den Jahreszeiten. Im Winter sieht alles tot aus. Und doch erwacht jedes Jahr das Leben wieder neu.

Und wie ist es bei Ihnen? Wie erleben denn Sie persönlich Auferstehung in Ihrem Alltag?

Wenn ich Misserfolg habe oder wenn meine Ansichten darüber, was zu tun sei, einfach vom Tisch gewischt werden, so kann das niederschmetternd sein. Das kann innerhalb meiner Klostergemeinschaft passieren, das kann in der Kirche geschehen, wenn der Blick auf die Notwendigkeiten für ihre Zukunft von den Verantwortlichen ignoriert wird. Ebenso kann der Tod eines nahestehenden Menschen in mir eine grosse Traurigkeit auslösen. Vielleicht muss ich wochenlang, monatelang, vielleicht auch Jahre warten, bis sich etwas ändert.

Will ich jetzt einfach resignieren, griesgrämig und aggressiv sein? Wenn es mir gelingt zu akzeptieren, dass ich mich nicht durchsetzen kann, wenn es mir gelingt, dieses Kreuz noch weiter mitzuschleppen, aber ohne daran kaputtzugehen, dann findet Auferstehung statt. Ich kann wieder fröhlich sein, das Leben wieder leichter nehmen. Ich bin ein neuer Mensch geworden. Ich bin stärker geworden.

Das Kreuz in der Kapelle des Antoniushauses Mattli in Morschach. Bild: zVg

Bis zur Auferstehung kann es also lange dauern.

Natürlich. Auferstehung kann man nicht machen im Sinne von: Jetzt geht es mir zwar schlecht, aber ich weiss, dass man Auferstehung erleben kann; und das soll bis übernächsten Dienstag passiert sein. Das geht nicht!

Wie geht es denn?

Es geht nur mit der inneren Bereitschaft, das Schlimme zu akzeptieren, aber auch loszulassen. Es funktioniert auch nur, wenn ich aufhöre, anderen die Schuld für das Schreckliche zu geben, unabhängig davon, ob sie nun schuld sind oder nicht. Vielmehr muss ich mich selber fragen, wo mein Verhalten nicht gut war.

Was hilft Ihnen, diesen Weg zu gehen?

Die Vorstellung, dass man schrecklichste Tiefpunkte durchschreiten kann und es nach der Talsohle doch wieder aufwärtsgehen kann. Das Vertrauen auf Gott. Gott hat Leben geschenkt. Er ist Leben. Und er will auch, dass wir leben. Das Neue Testament hilft mir ganz stark, zu diesem Vertrauen zu gelangen. Auch das Beispiel Jesu hilft mir. Man kann sich an seinem Kreuz orientieren.

Was heisst das?

Jesus hat das Kreuz nicht gesucht. Niemand hat ihn gefragt, wie er sterben wolle. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als das Kreuz zu schleppen. Er ist sich selbst treu geblieben. Mir ist völlig klar, dass er auch vor dem Tod am Kreuz hätte flüchten können. Als Jude hätte er sich rechtzeitig in die sogenannte Diaspora absetzen können. In Griechenland oder in der Türkei gab es damals viele Juden. Kein Mensch hätte ihn dort gefunden. Er hätte nur den Mund halten müssen. Das konnte er nicht. Er war überzeugt von seiner Botschaft, die er zu bringen hatte.

Ingrid Grave, geboren am 22. April 1937, stammt aus Norddeutschland. Im Alter von 23 Jahren trat sie bei den Dominikanerinnen von Ilanz GR ins Kloster ein. Sie liess sich zur Primar- und später zur Sekundarlehrerin ausbilden. Von 1994 bis 2000 moderierte die Ordensfrau die Sonntagssendung «Sternstunden» des Schweizer Fernsehens. Von 2000 bis 2002 war sie «Wort zum Sonntag»-Sprecherin beim Schweizer Fernsehen.

Der neue Churer Bischof setzte bei seiner Weihe klare, wegweisende Zeichen

In einem feierlichen Gottesdienst wurde Joseph Bonnemain (r.) am Josefstag in der Churer Kathedrale von Kardinal Kurt Koch gesalbt und damit zum Bischof geweiht. Aussergewöhnliches Zeichen setzte der neue Bischof, dass er Frauen in die Feier integrierte und sich kniend von der Gottesdienstgemeinde segnen liess. Er bezeichnete das Bistum als krank und therapiebedürftig. Er selber will nahe bei den Menschen sein.

Text: eko, Bild: Christoph Wider, forum – Pfarrblatt der katholischen Kirche im Kanton Zürich

Kirchliche Neuigkeiten Veranstaltungen

Kirche Schweiz

Gedenkfeier für die Opfer von Corona

Die Präsidenten der europäischen Bischofskonferenzen haben dazu aufgerufen, während der Fastenzeit jeden Tag in einem anderen Land eine Eucharistiefeier für die zahlreichen Opfer von Corona zu halten und so eine «eucharistische Gebetskette» zu bilden. Die Schweiz wird am *29. März in Einsiedeln* ihrer Opfer gedenken. Die Feier findet *um 11.15 Uhr* statt und kann via Livestream verfolgt werden. Abt Urban Federer wird dieser Eucharistiefeier vorstehen. [SBK/eko]

www.kloster-einsiedeln.ch/live/

Kantone Schwyz und Uri

Personelle Veränderungen

Der Gersauer Diakon **Andreas Diederen** (1969) wird nach neunjähriger Tätigkeit als Pfarreibeauftragter in Gersau Ende Mai und seine Frau **Franziska Diederen** als Pastoralassistentin auf Ende Juli zurücktreten. Ab Juni wirkt Andreas Diederen als Fortbildungsbeauftragter für das Bistum Chur und wird in Chur wohnen.

Vikar **Andreas Lussy** (1968) arbeitet neu in einem 30%-Pensum in Goldau und Lauerz.

Der Attinghauser Pfarrer und Domherr **Franz Imhof** (1964) hat seinen Rücktritt auf Ende Juni 2022 eingereicht. Er wird dann fast 30 Jahre in dieser Pfarrei gewirkt haben.

Der Erstfelder Pfarrer **Viktor Hürlimann** (1968) wechselt auf Ende Juli in die Pfarrei Rothenthurm, wo er Nachfolger von **Erich Camenzind** wird, der zwölf Jahre in Rothenthurm Pfarrer war und nun ein Sabbatjahr im Ausland einzieht. Viktor Hürlimann wirkte neun Jahre in Spiringen und seit 2008 ist er Pfarrer in Erstfeld. Der Walchwiler arbeitete im Pastoraljahr und als Vikar auch in Siebnen. [eko]

Zum Osterbild: «Himmel und Erde»

Die Inspiration zum Osterkerzensujet Himmel und Erde auf der Titelseite gaben die Verse aus dem Philipperbrief: «Jesu Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der grösser ist als alle Namen, damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu.» (Phil 2.7–10)

Ich wünsche allen Leser/innen des Pfarreiblattes Uri Schwyz ein gesegnetes Osterfest und die Osterfreude über die Auferstehung Jesu. E. Koller

Fernsehsendungen

Wort zum Sonntag
27.3.: Chatrina Gaudenz
3.4.: Bernhard Waldmüller
Samstag, 20 Uhr, SRF 1

Katholischer Gottesdienst
Ostergottesdienst aus der Kapelle des Krankenhauses «La Carità» (Covid-Behandlungszentrum im Tessin), Locarno.
4.4., 11 Uhr, SRF 1

Urbi et orbi.
Der traditionelle Ostersegen des Papstes aus Rom.
4.4., 12 Uhr, SRF 1

Radiosendungen

Katholische Predigten
4.4.: Volker Eschmann; Aarau
10 Uhr, Radio SRF 2 Kultur

Guete Sunntig – Geistliches Wort zum Sonntag
28.3.: Ulrich Knöpfel, Mühelhorn
Fr, 2.4.: Hermann Bruhin, Siebnen
4.4.: Steffen Michel, Einsiedeln
Sonn- und Festtag: 8.15 Uhr,
Radio Central

Liturgischer Kalender

28.3.: Palmsonntag Lesejahr B
Jes 50,4–7; Phil 2,6–11;
Mk 14,1–15,47

Do, 1.4.: Hoher Donnerstag
Ex 12,1–8.11–14; 1 Kor 11,23–26;
Joh 13,1–15

Fr, 2.4.: Karfreitag
Fast- und Abstinenztag
Jes 52,13–53,12; Hebr 4,14–16; 5,7–9;
Joh 18,1–19,42

Sa, 3.4.: Osternacht
Gen 1,1–2,2; Ex 14,15–15,1;
Röm 6,3–11; Mk 16,1–7

4.4.: Ostersonntag
Apg 10,34a.37–43; Kol 3,1–4;
Joh 20,1–18

Mo, 5.4.: Ostermontag
Apg 2,14.22–33; 1 Kor 15,1–8.11;
Lk 24,13–35

«Die Schliessung des Theresianums finde ich empörend»

Bildung ist das Lebensthema der Ingenbohler Schwester Imelda Steinegger (77). Ihr Orden hat kaum Nachwuchs und könnte aussterben. «Nicht so schlimm», sagt Schwester Imelda. Aber die drohende Schliessung des Theresianums empört sie.

Von Eva Meienberg / kath.ch / eko

Im Film «Das katholische Korsett: der mühevolle Weg zum Frauenstimmrecht» erzählen Frauen, wie die katholische Kirche ihnen die Zukunft verbaut hat. Bei der Ordensfrau war es ganz anders. Die Kirche war die Chance ihres Lebens: «Die kirchlichen Institutionen haben mir und unzähligen Mädchen und jungen Frauen überhaupt erst Bildung ermöglicht.» Dafür ist sie ihren Ingenbohler Mitschwestern noch heute dankbar. Das Einengende, Lebensfeindliche des katholischen Milieus lacht sie weg. «Äusserlichkeiten muss man doch nicht so ernst nehmen», sagt sie mit einem Augenzwinkern.

Im Jahr 2010 wurde das Ingenbohler Kloster mit Missbrauchsvorwürfen konfrontiert. Es folgte die Aufarbeitung durch eine externe Expertenkommission. Der «Erziehungskosmos Ingenbohl» wurde untersucht und die Verfehlungen von Heimleitung, Schwestern und Aufsichtsorganen aufgearbeitet. Schwester Imelda hat selbst weder Missbrauch noch Übergriffe miterlebt. Sie betont, wie wichtig es sei, Missbrauch in allen seinen Formen als Folge von Machtstrukturen zu diskutieren. Dass von den Ordensfrauen viel und noch mehr abverlangt wurde, weiss sie jedoch genau.

Eine waschechte Urnerin

Aufgewachsen in Flüelen im Kanton Uri, verbringt Schwester Imelda ihre Kindheit und Jugend mit drei Brüdern und einer jüngeren Schwester in einem liberalen katholischen Elternhaus. Die Mutter ist Bauerntochter, der Vater Elektriker. Die Brüder besuchten alle das Gymnasium. Den Mädchen blieb der Zutritt verweigert. Nach der Sekundarschule und einem Welschlandjahr absolvierte Schwester Imelda im Theresianum Ingenbohl das Lehrerinnenseminar.
Seit sie vor 14 Jahren aus dem Kanton Freiburg zurückgekehrt ist, lebt sie im Theresianum. Das Institut aus der Jugendstilzeit und die wuchtig kühlen Betonbauten des Klosters aus den 1960er- und 1970er-Jahren liegen auf dem Klosterhügel.

Die Zimmer der Schwestern hätten nur zwei Fenster und seien sehr klein, sagt Schwester Imelda: «Da hat man die Armut auf die Spitze getrieben.» Armut ist ein Reizthema für die leidenschaftliche Lehrerin. Mit ihrem lebenslangen Engagement habe sie versucht, die Menschen durch Bildung aus der Armut zu befreien. «Arm sein ist nicht erstrebenswert. Jesu Rat zielt auf das Teilen, das soziale Armut überwindet», stellt Schwester Imelda klar.

Imelda Steinegger: «Ich wollte innerlich immer frei sein. In der Nachfolge Jesu habe ich als Schwester viel Freiheit gefunden.» Bild: Eva Meienberg

Nach dem Lehrerinnenseminar trat Schwester Imelda in die Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz ein. Nach der Profess kam sie nach Zürich, um an der Universität die Ausbildung zur Sekundarlehrerin zu machen. An der Uni sei sie wegen der Schwesterntracht mit krassen Vorurteilen konfrontiert gewesen: die dumme Schwester vom Lande. Nach ersten Lehrjahren an der Mädchenschule Gossau SG und im Theresianum Ingenbohl begann die spannendste Zeit ihres Lebens, schwärmt Schwester Imelda.

30 Jahre in der Freiburger Guglera

Als Lehrerin und Schulleiterin des Guglera-Instituts im freiburgischen Giffers hat Schwester Imelda während 30 Jahren viele junge Frauen auf ihrem Lebens- und Bildungsweg begleitet. Die passionierte Schulleiterin war auch im Umgang mit Eltern gefordert: «Es hat immer wieder Überzeugungsarbeit gekostet, dass Eltern begabte Mädchen aufs Gymnasium schickten», erinnert sie sich.

Dass das Institut Guglera geschlossen werden musste, bedauert die Lehrerin aus Leidenschaft. Das habe auch damit zu tun, dass jüngere Schwestern nicht in den Schuldienst treten wollten. Sie zogen es vor, an sozialen Brennpunkten tätig zu werden. Für Schwester Imelda ist und bleibt der Brennpunkt die Bildung – das macht sie unmissverständlich klar.

Die Zukunft des Klosters Ingenbohl ist ungewiss, sagt Schwester Imelda. Die zirka 300 Schwestern, die heute auf dem Klosterhügel leben, haben einen Altersdurchschnitt von 81 Jahren. Nachwuchs gebe es in der Schweiz kaum. Der Altersabstand der Schwestern zu jungen Frauen wäre auch zu gross, die Spiritualität zu verschieden. «Das Charisma der Ingenbohler Schwestern lebt heute in Indien, Afrika und Südamerika weiter, wo viele Frauen in die Gemeinschaft eintreten», sagt Schwester Imelda.

Sr. Imelda vertritt Ingenbohl im Generalkapitel

Aber auch dort gibt es Herausforderungen. Die materielle Unterstützung aus der Schweiz werde kleiner, die ausländischen Provinzen müssten finanziell selbsttragend werden. Für den Sommer ist im bayerischen Altötting das nächste Generalkapitel geplant. Aus der ganzen Welt werden Schwestern zusammenkommen und die Schwerpunkte für die Zukunft der Kongregation setzen. Schwester Imelda wird mit vier weiteren Delegierten die Schweiz vertreten.

Die drohende Schliessung des Theresianums findet Schwester Imelda eine Fehlentwicklung. Die schweizweite Zentralisierung des Schulwesens bringe neue soziale Probleme. Ausserdem habe man durch die Pandemie-Situation gelernt, sich virtuell zu vernetzen. «Diese Erfahrung könnte man doch für eine verstärkte Zusammenarbeit dezentraler Schulen nutzen.» Seit sie auf den Klosterhügel zurückgekehrt ist, engagiert sie sich im Tauteam für die franziskanische Basisarbeit. Zehn Wochen im Jahr verbringt sie an verschiedenen Orten auf der franziskanischen Landkarte der Schweiz, organisiert Reisen und Weiterbildungen.

Für Gleichberechtigung in allen Diensten und Ämtern

Die Benediktinerin Irene Gassmann (55) fordert Gleichberechtigung in der katholischen Kirche. Die «weiblichen Charismen» sollten «fruchtbar» gemacht werden. Die Lust an einer feministischen Kirchenpolitik entdeckte sie erst vor sieben Jahren.

Von Raphael Rauch / kathpress / eko

Irene Gassmann zur Burn-out-Gefährdung: «Viele leben nonstop und sind dann ausgebrannt. Man arbeitet, macht noch eine Sitzung, isst ein Sandwich dazu – und das geht immer so weiter.» Bild: zVg

Die Ordensfrau leitet seit 2003 die Gemeinschaft der Benediktinerinnen im Kloster Fahr bei Zürich. Sie ist die Initiatorin des «Gebets am Donnerstag», bei dem wöchentlich für die Gleichstellung von Frauen in der Kirche gebetet wird. Kurz vor dem Internationalen Weltfrauentag am 8. März forderte sie, dass Ordensfrauen in einem Kloster nicht mehr auf einen Priester und Diakon angewiesen sein sollten.

Krankensalbung sollten auch Frauen spenden dürfen

«Bei uns gibt es viele Schwestern, die älter sind. Wir bräuchten eine aus unserer Reihe, die das Sakrament der Krankensalbung spenden könnte, um nicht immer auf geweihte Männer angewiesen zu sein», sagt Irene Gassmann. Die Sakramente müssten neu gedacht werden. Ob es dabei für Frauen die klassische Priesterinnenweihe brauche, lässt die Priorin offen.

«Es geht darum, unseren Schatz, den wir in der katholischen Kirche haben, in unserer Zeit auch mit den weiblichen Charismen fruchtbar zu machen», sagt die Ordensfrau. Dabei brauche es auch kreative neue Formen und Elemente, um die nötige Veränderung in der Kirche voranzubringen.

Gassmann ist erst seit sieben Jahren Feministin

Für Irene Gassmann, die auf einem Bauernhof im Kanton Luzern aufgewachsen ist, war Gleichberechtigung lange kein Thema. Erst im Jahr 2014 ist die Ordensfrau im Zuge von Kontakten, Literatur und einem Projekt mit dieser Frage konfrontiert worden. Dabei habe sie «immer stärker gemerkt, wie weit entfernt gerade die katholische Kirche von Gleichberechtigung ist und dass Frauen nicht einbezogen sind in Leitung, in Entscheide, in Ämter, in die Sakramentenspendung.»

«Schritt für Schritt» für den Wandel beten

Als erschütternd bezeichnete die Benediktinerin den 2019 erschienenen Dokumentarfilm «Gottes missbrauchte Dienerinnen», der den geistigen und sexuellen Missbrauch von Ordensfrauen durch Geistliche thematisierte. «Da ist mir bewusst geworden, dass das heutige System krank ist. Es braucht eine Gleichberechtigung in allen Diensten und Ämtern, damit unsere Kirche gesunden kann», sagt die Priorin. Ihr Kloster wurde um 1130 gegründet und untersteht seither der Abtei Einsiedeln.

Als Reaktion auf den Reformbedarf initiierte Irene Gassmann das wöchentliche «Gebet am Donnerstag», bei dem seit zwei Jahren unter dem Motto «Schritt für Schritt» für einen Wandel in der Kirche gebetet wird.

«Halt in schwierigen Zeiten»

«Es braucht Frauen und Männer, die ihre Stimme erheben, die die Missstände benennen, aber ich glaube, es braucht unbedingt auch die Kraft des gemeinsamen Gebets», erläuterte die Ordensfrau die Gebetsaktion. Die Initiative hat sich bereits über das Kloster Fahr ausgebreitet und ist mittlerweile Teil der Schweizer «#JuniaInitiative».

Ihren Glauben bezeichnete die Priorin als «Halt in schwierigen Zeiten». Den Entschluss, in einen Orden einzutreten, fasste die Benediktinerin 1986, nachdem sie die Bäuerinnenschule im Kloster Fahr begonnen hatte. «Ich dachte, da könnte ich meinen Beruf ausleben und hätte auch Zeit für den Herrgott, fürs Beten.» Die Berufung sei jedoch nicht in Form eines einzelnen Erlebnisses gekommen: «Gott legt uns die Sehnsucht ins Herz, aber entscheiden müssen wir selber. Er nimmt uns die Entscheidung nicht ab.»

Wechseslpiel zwischen Gauben und Leben

Als das typisch «Benediktinische» bezeichnete Irene Gassmann das Wechselspiel zwischen Glauben und Leben. Dies spiegle sich unter anderem im Rhythmus wider, der sich zwischen Arbeit und Gebet abspiele: «Nach den vielen Ansprüchen des Alltags kann ich im Gebet wieder herunterfahren, zu Gott zurückkehren und mich gleichzeitig auch wieder ausrichten auf das, was kommt. Der Rhythmus gibt eine Balance, eine Ausgeglichenheit.» Ein Rhythmus wie dieser könne auch gegen Überforderung vorsorgen, auch bei Menschen ausserhalb des Klosters, merkt Irene Gassmann an. Im Kloster sind die Arbeitseinheiten relativ kurz, aber intensiv und produktiv, danach könne man sich im Gebet «wieder entspannen, Kraft holen und wieder voller Energie in die Arbeit hineingehen».

Für den Jubla-Präses gehört der Tod zum Leben

Er zählt zu den Hoffnungsträgern der Schweizer Katholiken: Valentin Beck (37). Der Jubla-Bundespräses steigt im April als Seelsorger in die Gassenarbeit Luzern ein. Er will Kirche von den Rändern her denken. Der Tod seines Vaters hat ihm die Angst vor dem Sterben genommen.

Von Raphael Rauch / kath.ch / eko

Memento mori – bedenke, dass du sterben wirst: Auf den ersten Blick passt dieser Spruch nicht zu Valentin Beck (37). Der Theologe wirkt wie das blühende Leben: jung, sportlich, ein strahlender Ginger-Typ. Ginger, so nennen heutzutage Jugendliche Haarfarben, die ins Rötliche tendieren. Als Jubla-Bundespräses kennt Valentin Beck die Sprache und Themen junger Erwachsener – und übersetzt sie manchmal in den Kirchenjargon für die Bischöfe und die Landeskirchen. Und umgekehrt.

Die Sommersprossen passen zu Valentin Becks sonnigem Gemüt. Und auch der Spruch Memento mori. Valentin Beck war 23, als er ein aufregendes Auslandsjahr an der Berliner Humboldt-Uni verbrachte. Berlin in den Nullerjahren: Das war pulsierend, energetisch, hedonistisch. Doch dann erreichte ihn die Nachricht, dass sein Vater den Kampf gegen den Krebs verliert.

Engagement für die «Allianz Gleichwürdig Katholisch»

Der Student brach seine Zelte in Berlin ab, zog zurück nach Luzern – und machte in der Schweiz Karriere. Er selbst würde das Wort Karriere nie in den Mund nehmen. Valentin Beck ist kein Selbstdarsteller, obwohl er viel darzustellen hat. Mit über 32 000 Mitgliedern vertritt er die Interessen des grössten katholischen Jugendverbandes der Schweiz.

Er hat als Forscher beim Projekt «Hinter Mauern – Fürsorge und Gewalt in kirchlich geführten Erziehungsanstalten im Kanton Luzern» mitgearbeitet und tief in die Abgründe von Missbrauch und Machtmissbrauch geblickt. Auch deswegen engagiert er sich bei der Nachfolge-Organisation der Allianz «Es reicht!», der Gruppierung «Allianz Gleichwürdig Katholisch».

Mit dem Zug in den Iran

Gleiche Würde für alle statt Hochwürden: Diese kirchenpolitische Haltung wurde Valentin Beck in die Wiege gelegt. Seine Mutter Paula Beck (73) nahm 2005 den Herbert-Haag-Preis für die Luzerner Synode entgegen. Die Jury begrüsste die Erklärung zu einem zeitgemässen priesterlichen Dienst. 14 Jahre später bekam Jungwacht Blauring denselben Preis.

Wer Valentin Beck zuhört, erlebt einen lebenshungrigen Menschen. Kurz vor dem Lockdown war er durch halb Europa und Asien unterwegs. Über Osteuropa bis in den Iran – per Zug. Wann immer er kann, geht er in die Berge.

Als Gassenseelsorger denkt Valentin Beck die Kirche von den Rändern her. Bild: zVg

Sein Vater war Arzt – und erkrankte an Krebs

Oft denkt er an seinen verstorbenen Vater. Die Krebserkrankung hatte sich eineinhalb Jahre hingezogen. «Mit Aufs und Abs und Hoffnungen, die zum Teil nicht gerechtfertigt waren», sagt Valentin Beck. «Auch mein Vater hat für das Leben gekämpft. Er hat mit dem Tod gehadert – sich aber am Schluss mit dem Leben und Sterben versöhnt.» Für den Mann, der so viele geheilt hatte, gab es keine Heilung. So hart die Zeit damals auch war: Valentin Beck möchte sie nicht missen. «Es war eine intensive Zeit, die unsere Familie zusammengeschweisst hat. Ich habe durch den Tod viel über das Leben gelernt.»

«Nach wie vor spreche ich mit meinem Vater»

Wenn Valentin Beck manchmal über eine Entscheidung nachdenkt, stellt er sich selbst am Sterbebett vor: «War es wichtig, damals diesen Antrag geschrieben zu haben? Oder war es wichtig, mit einem Menschen besondere Momente geteilt zu haben?» Seit dem Tod seines Vaters lebe er bewusster und intensiver, sagt Valentin Beck.

Er weiss, dass eine leichtfertige Sprache über das Sterben andere verletzen kann. Schliesslich ist der Tod absolut – und verursacht viel Leid, Schmerz und Einsamkeit. «Ich habe gelernt: Der Tod und das Leben gehören zueinander und wirken ineinander. Wir bleiben mit den Menschen verbunden. Nach wie vor spreche ich mit meinem Vater und frage mich: Wozu würde er mir jetzt raten? Oder: Darüber würde er jetzt doch sicher lachend den Kopf schütteln.»

Gassenarbeit: Kirche von den Rändern her denken

Wer Valentin Beck zuhört, hört keinen Prediger mit sakralen Phrasen. Seine Gedanken wirken authentisch, weil sie vom Leben erzählen – von seinem Leben. Die Verbandsarbeit bei Jungwacht Blauring macht ihm Freude. Mit Gender-Papieren, experimentellen Gottesdienstformen und Forderungen nach Gleichberechtigung ist er ein Reformkatholik im besten Sinne. Aber die 1:1-Seelsorge, die fehlt ihm in seinem Bürojob.

Deswegen fängt er am 1. April als Gassenseelsorger in Luzern an. Mit 30 Prozent tritt er bei der Kirchlichen Gassenarbeit Luzern in die Fussstapfen von Franz Zemp. Auf der Gasse hofft Valentin Beck, seiner Vision von Kirche näher zu kommen: Kirche von den Rändern her zu denken. «Da bin ich ganz auf der Linie des Papstes», sagt Valentin Beck.

Keine Angst vor dem Tod

In einer Zeit mit vielen Zoom-Sitzungen, Text-Arbeit, Jubla-Strategiepapieren oder als Teil des «Theologischen Quartetts» freut er sich, als Seelsorger analog «für Menschen da zu sein und mit ihnen ein Stück Leben zu teilen – und auch von ihrem Umgang mit existenziellen Herausforderungen zu lernen». Und auch hier wird er ein Seelsorger sein, der lebenshungrig mitten im Leben steht. Und trotzdem keine Angst vor dem Tod hat.

AZA 8853 Lachen
Post CH AG

Regionalausgabe 6

Pfarreiblatt Schwyz

Impressum

Pfarreiblatt Uri Schwyz
22. Jahrgang
Nr. 8–2021
Auflage 16 500
Erscheint 22-mal pro Jahr
Abonnement (inkl. E-Paper):
Fr. 38.–/Jahr
Nur E-Paper: Fr. 30.–/Jahr

Herausgeber
Verband Pfarreiblatt Urschweiz
Notker Bärtsch, Präsident
Hafenweg 1, 8852 Altendorf
Telefon 055 442 38 73
not.baertsch@martin-b.ch

Redaktion des Mantelteils
Eugen Koller
Elfenaustrasse 10
6005 Luzern
Telefon 041 360 71 66
Mobile 077 451 52 63
pfarreiblatt@kath.ch
www.pfarreiblatt-urschweiz.ch

Redaktionsschlüsse Mantelteil
Nr. 9 (10.–23.4.): Sa, 27. März
Nr. 10 (24.4.–7.5.): Sa, 10. April

Redaktion der Pfarreiseiten
Für die Pfarreiseiten sind die Pfarrämter zuständig und übernehmen die Verantwortung für den Inhalt und die Urheberrechte.

Adressänderungen
Pfarreisekretariat Altendorf
Telefon 055 442 13 49
pfarramt@pfarrei-altendorf.ch

Pfarreisekretariat Lachen
Telefon 055 451 04 70
sekretariat@kirchelachen.ch

Gestaltung und Druck
Gutenberg Druck AG
Sagenriet 7
8853 Lachen
www.gutenberg-druck.ch

Sr. Gielia Degonda gestaltete das Jubiläumssignet des Pfarreiblattes und besuchte die Jubiläumsgeneralversammlung. Bild: Eugen Koller

«Wenn ich male, bete ich»

Gielia Degonda (83) ist Kunstschaffende von Beruf und Ordensfrau im Kloster Ingenbohl. Ihr ganzes Leben widmete sie der Kunst. «Ich male nicht einfach schöne, sondern sakrale Bilder.» Seit ihrem 30. Lebensjahr wohnt sie im Kloster Ingenbohl.

Während ihrer Ausbildung an der Kunstschule in Luzern und Basel machte die Bündnerin ein Praktikum im Kloster. «Ich merkte, dass mich ein Leben als Nonne erfüllen würde.» Sie trat ins Kloster ein und widmete sich dort komplett ihrer Kunst. Das tut die 83-Jährige noch heute: «Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht mindestens eine Skizze mache.»

Religion in Linien und Formen verpackt

In der Malerei verbindet Gielia Degonda Kunst und Religion. Ihre Gemälde zeigen keine konkreten biblischen Figuren. Sie malt abstrakt. Linien, Formen und Worte, als Deutungshilfen, sind zu sehen. «Ich will etwas kreieren, das den Menschen eine Bedeutung gibt.» Darin sieht sie den Sinn in ihrem künstlerischen Schaffen. Um sich von einem ihrer Bilder berühren zu lassen, müsse sich der Betrachter jedoch anstrengen und sich darin vertiefen. Vielen Menschen falle das schwer. «Die Kunst ist eine Sprache für sich.» Im Vergleich zur Sprache der Worte habe die Bildsprache in der Gesellschaft zu wenig Gewicht. «Der Umgang mit dem Wort ist uns viel gewohnter und darum verständlicher.» Das möchte Gielia Degonda mit ihrer Kunst ändern. «Die Bildsprache muss mehr geübt werden.» Denn dahinter verberge sich ein grosses Potenzial – gerade im religiösen Bereich. «Ein Bild kann mehr betroffen machen als eine Predigt.»

Gielia Degonda möchte den Menschen mit ihrer Kunst eine klare Botschaft vermitteln: «Hinter dieser Wirklichkeit, in der wir leben, verbirgt sich eine andere, wirkliche Wirklichkeit.» Diese könne nicht gesehen, sondern nur erahnt werden. Kunst kann dorthin Zugang verschaffen.

Beim künstlerischen Schaffen drückt Gielia Degonda nicht nur ihre Gedanken aus, sondern lebe auch ihren Glauben. «Wenn ich male, bete ich.» Das mache sie glücklich und achtsam. Wenn sie sich allein in der Welt ihrer Bilder befindet, erlebe sie diese Momente oft viel intensiver als im Gemeinschaftsgebet.

Alice Küng / kath.ch / eko